

fen und aus Paris entfernen. Möge der Geist Mirabeau's das Herz des Königs erleuchten, daß er endlich einwilligt, daß er endlich das thut, was Noth ist, daß er einwilligt, Paris zu verlassen!"

## 18.

## Revolution im Theater.

Ganz Paris war heute in Bewegung, in Schrecken und Aufruhr! Die Furien der Revolution, die Weiber der Hallen durchrauten heute, am 20. Juni 1791, wieder die Straßen und ließen ihr wüthendes Geschrei, ihre schrecklichen Verwünschungen gegen den König, gegen die Oesterreicherin vernehmen, und freischten mit wildem Geheul ihre schmutzigen Lieder gegen Madame Veto, gegen la chienne d'Autriche.

Rings um die Tuileries standen in ungeheuren Schaaren die Corps der Nationalgarde aufgestellt in ernster, drohender Haltung, mit Mühe nur das Volk zurückhaltend, welches den ganzen weiten Platz vor den Tuileries erfüllte und kaum mit äußerster Gewalt verhindert werden konnte, diesen dichten Cordon von National-Gardisten zu durchbrechen, welche die Strafe, die nach den Tuileries führt, zu beiden Seiten besetzt hielten, um wenigstens in der Mitte einen Weg frei zu halten.

Einen Weg für den König, die Königin und die königliche Familie, welche heute wieder in Paris eintreffen sollten! Lafayette war auf Befehl der National-Versammlung mit einigen Regimentern hinausgezogen nach Varennes, um die königliche Familie wieder zurückzuführen nach Paris.

Tausende und aber Tausende hatten sich ihm nachgestürzt, um diese Heimkehr der Monarchie zu schauen, um Theil zu nehmen an ihrem Leichenbegängniß!

Dem ein Leichenbegängniß der Monarchie war es, welches man da feierte, und dieser große schwerfällige Wagen, von Soldaten, vom heulenden, höhnennden, spottenden Volke umgeben, dieser große Wagen, welcher jetzt unter dem Donnern der Kanonen, unter dem Geläute der Glocken von allen Thürmen von Paris, die Strafe entlang fuhr, nach den Tuileries hin, das war der Leichenwagen der Monarchie.

Der König, die Königin, die königlichen Kinder, die Schwester des Königs, Frau von Tourzel, und die beiden Deputirten, welche die National-Versammlung nach Varennes entsendet hatte, um die königliche Familie zu geleiten, die beiden Deputirten Pétion und Barnave befanden sich in diesem Wagen.

Sie hatten den Rath des sterbenden Mirabeau befolgen und sich retten wollen vor der Revolution!

Das war das Verbrechen dieses Königs und dieser Königin, welche man jetzt im Triumph zurückführte

nach den Tuileries, dem Schlosse der Könige, welches von jetzt an nur ein königliches Gefängniß sein sollte.

Dreifarbige Fahnen wehten von allen Dächern, aus allen Fenstern; Plakate waren überall angebracht, auf denen mit riesengroßen Buchstaben zu lesen war: „Wer dem König applaudirt, wird gepeitscht, wer ihn beschimpft, wird aufgehängt.“

Sie hatten entfliehen wollen, diese Unglücklichen, welche man jetzt im Triumph zurückführte von Varennes, wo man sie erkannt und angehalten hatte.

Jetzt kehrten sie zurück, nicht mehr die Beherrscher, sondern die Gefangenen der französischen Nation! Denn die National-Versammlung hatte ein Decret erlassen, dessen erster Artikel besagte: „Der König ist einstweilen von den Functionen des Königthums suspendirt,“ dessen zweiter und dritter Artikel festsetzten, „daß, sobald der König und seine Familie in die Tuileries zurückgeführt sein würden, ihm, sowie der Königin und dem Dauphin provisorisch eine Wache beigegeben werden sollte, welche, unter Befehl des kommandirenden Generals der National-Garde von Paris, über die Sicherheit der einzelnen Mitglieder der königlichen Familie wachen und für ihr Verbleiben einstehen sollte.“

Der König und die Königin kehrten als Gefangene heim nach Paris, Lafayette war ihr Kerkermeister. Der Beherrscher von Frankreich, der vielköpfige König der französischen Nation, war die National-Versammlung.

Traurige, entsetzliche Tage der Demüthigung, der Resignation, der Gefahren und Bedrückungen folgten nun für die königliche Familie, für die Gefangenen der Tuileries, welche Tag und Nacht von spähen Augen überwacht wurden, deren Thüren immer geöffnet sein mußten, damit die wachhabenden Offiziere ungehindert hineinschauen konnten in diese Zimmer, in welchen die Gefangenen der französischen Nation ihre Tage verlebt.

In der ersten Woche nach der traurigen Heimkehr schien der Muth der Königin gebrochen, ihre Energie für immer gelähmt. Sie hoffte nicht mehr, sie fürchtete nicht mehr, sie entwarf keine neuen Pläne zur Rettung, sie arbeitete nicht und schrieb nicht. Sie saß nur still und traurig ganze Stunden lang da, und vor ihrem Auge zogen die furchtbaren Bilder der jüngst verlebten Vergangenheit in qualvoller Klarheit vorüber und ängstigten noch in der Erinnerung ihren Geist und ihr Gemüth! Sie rief sich die Aufregung und Angst jenes Tages zurück, welcher der Flucht vorherging. Sie sah sich, wie sie mit zitternden Händen die Kleider einer ihrer Kammerfrauen anlegte, wie sie dann den Dauphin in Mädchenkleidern verhüllte, sie hörte, wie der Knabe mit frohem Lachen sie fragte: „Wollen wir Theater spielen, Mama Königin?“—Dann sah sie sich auf der Straße allein, ohne Schutz und Begleitung des Wagens harrend, der hier anhalten sollte, um sie aufzu-

nehmen, wie er an einer andern Stelle schon den König mit den beiden Kindern aufgenommen hatte. Nun rief sie sich die Fahrt zurück in der dunklen Nacht, die Hitze in dem engen schwerfälligen Wagen, dann den furchtbaren Schrecken, als plötzlich nach zwölfstündiger Fahrt der Wagen brach, wie sie nun Alle ausstiegen, den Hügel zu Fuß hinaufgingen zu dem Dorf, das vor ihnen lag, und in welchem sie die Ausbesserung des Wagens erwarteten. Dann die Weiterfahrt, die Verzögerung in Varennes, die Stimme, welche rief: Sie sind erkannt! Nun das Sturmkläuten, den Generalmarsch, die Qual der folgenden Stunden, und endlich jenen letzten Moment der Hoffnung, wo sie in der Kammer des Krämers Sauce, neben dem Bett stehend, auf welchem ihr kleiner Sohn schlief, die Frau des Krämers beschwor, den König zu retten, indem sie ihm ein Versteck anwies. Dann hörte sie vor ihren Ohren wieder die Frau, welche mit harter Stimme ihr antwortete: „Madame, es kann nicht sein. Ich liebe auch meinen Mann, und ich habe auch Kinder! Mein Mann aber wäre verloren, wenn ich den Thron rettete!“ Dann hörte sie das Sturmkläuten, den Generalmarsch, sah die Ankunft der Pariser Regimenter, die Deputirten, welche die National-Versammlung abschickte, um die königlichen Flüchtlinge zurückzuleiten nach Paris! Dann eingengt in dem Wagen mit den Deputirten, umbraust von dem höhnennden Volke, die Rückfahrt!

Ein Schauer durchrieselte, wenn sie daran dachte, die Gestalt der unglücklichen Königin, und die Thränen entströmten ihren Augen.

Aber allgemach gewann doch die Königin ihre Haltung, ihren Muth wieder, und gerade die täglichen Demüthigungen und Qualereien, welche man ihr bereitete, weckten in ihr den muthigen Troß des Widerstandes.

Der König und die Königin waren nach ihrer Rückkunft von Varennes die Gefangenen ihres Volkes, und die Tuileries waren das Gefängniß, in welchem das Volk mit nie ermattender Grausamkeit seine königlichen Gefangenen bewachte.

Die Hauptleute von den Bataillonen der Nationalgarde wechselten sich ab in dem Gefangenwärterdienst bei dem Königspaar. Sie hatten den strengen Befehl, die königliche Familie unablässig zu beobachten, sie nicht einen Moment allein zu lassen. Selbst das Schlafzimmer der Königin durfte dem Späherauge ihrer Wächter nicht entzogen werden, die Thür nach dem daneben befindlichen Salon mußte immer offen sein, und in diesem Salon befand sich der wachhaltende Offizier der Nationalgarde. Selbst in der Nacht, während die Königin in ihrem Bett lag, blieb diese Thür offen, und der Offizier, auf einem Lehnstuhl gerade der Thür gegenüberstehend, hielt seine Augen auf das Bett gerichtet, in welchem die Königin zu schlafen versuchte und mit ihrem Gram und ihren Schmerzen rang die sie zu stolz war, ihren Peinigern zu zeigen. Nur zu einer

Bitte hatte sich die Königin herabgelassen, sie hatte gebeten, daß man mindestens, während sie am Morgen aufstände und sich ankleidete, die Thüren ihres Schlafzimmers schließen möchte, und man war so großmüthig gewesen, dieser Bitte zu willfahren.\*

Aber die Königin Marie Antoinette war allen diesen Demüthigungen, diesen Enttäuschungen und Qualen gegenüber, dennoch immer voll Hoffnung auf eine Veränderung ihres Geschicks. Ihre stolze Seele war noch immer nicht gebrochen, der Glaube an den Sieg des Königthums von Gottes Gnaden belebte noch immer ihr Herz mit einem letzten Hoffnungstrahl und ließ sie sich aufrecht halten inmitten ihres Unglücks. Sie wollte noch immer mit ihren Feinden ringen um die Liebe dieses Volkes, von dem sie hoffte, daß es, von den Jacobinern und Aufwieglern irre geleitet, endlich seinen Irrthum erkennen, endlich die Stimme seines Königs, seiner Königin beachten und zurückkehren würde in Liebe und Reue. Und für diesen großen Tag der Wiederkehr der erneuerten Liebe des Volkes wollte Marie Antoinette sich aufrecht erhalten, sie wollte suchen ihn herbeizuführen, das Volk mit seinem Königshause zu versöhnen. Deshalb wollte sie dem Volke beweisen, daß sie keine Furcht vor ihm hege, daß sie vertrauensvoll in seine Mitte sich begeben könne, um es zu grüßen mit ihrem Lächeln, der ganzen Guld ihrer früheren Tage. Noch einmal wollte sie versuchen, ihre frühere Popularität wiederzugewinnen, die Liebe, welche das Volk ihr so oft entgegen gejauchzt, wieder in den erkalteten Herzen wach zu rufen. Sie fand die Kraft in sich, die Thränen nicht nach außen, sondern nur nach innen in ihr Herz hineinfließen zu lassen, die Pein ihrer Seele unter einem Lächeln zu verschleiern, und so äußerlich ruhig und heiter wollte sie sich wieder öffentlich im Theater, auf Spazierfahrten dem Volke zeigen.

Man gab heute in der großen Oper Gluck's „Alceste,“ die Lieblingsoper der Königin, die Oper, in der sie vor wenigen Jahren noch einen so glänzenden Triumph gefeiert, in der das Publikum das: „Chantons, célébrons notre reine,“ welches der Chor auf der Bühne gesungen hatte, unter lautem Jauchzen noch einmal beehrte, und stehend, die Angesichter der königlichen Loge zugewandt, ihre Stimmen mit denen der Bühnensänger mischend, im lauten Jubelchor wiederholte: „Chantons, célébrons notre reine.“

„Ich will es versuchen, ob das Publikum sich jenes Abends noch erinnert,“ sagte Marie Antoinette mit einem schwachen Lächeln zu dem Fräulein von Bugois, der einzigen Hofdame, welcher man vergönnt hatte, bei ihr zu bleiben. „Ich will heute Abend in die Oper gehen, das Publikum soll wenigstens sehen, daß ich mich vertrauensvoll in seine Mitte begeben, daß ich mich nicht geändert habe, wie sehr man sich auch gegen mich geändert hat.“

\* Histoire de Marie Antoinette. Par Edmond et Jules de Goncourt, p. 261.

Fräulein von Bugois schaute mit tiefer Traurigkeit in das bleiche Antlitz der Königin, welche dem Publikum zeigen wollte, „daß sie sich nicht geändert hatte“ und auf deren sonst so schönem und heiterem Antlitz der Gram seine unauslöschlichen Schriftzüge eingedrückt und die Schönheit derselben fast zerstört hatte. Tief gerührt wandte die Hofdame sich ab, um die Thränen nicht sehen zu lassen, welche wider ihren Willen ihren Augen entströmten.

Aber Marie Antoinette hatte sie doch gesehen. Mit einem schmerzlichen Lächeln legte sie ihre Hand auf die Schulter der Hofdame.

„Ach,“ sagte sie milde, „verbergen Sie Ihre Thränen nicht; Sie sind viel glücklicher als ich, Sie dürfen Thränen vergießen: die meinen fließen seit zwei Jahren in der Stille, und ich muß sie hinunterschöpfen.“\*

„Aber ich will heute Abend nicht weinen,“ fuhr sie mit dem Anschein der Heiterkeit fort, „ich will den Parthern wenigstens gefaßt gegenüberreten! O, ich will mehr thun, ich will versuchen, ihnen zu lächeln. Sie hassen mich jetzt, aber vielleicht erinnern sie sich dann, daß sie früher mich sehr geliebt haben. Es lebt ein Zug von Großmuth in dem Volke, und mein Vertrauen ruht es vielleicht. Schnell, lassen Sie mich Toilette machen. Ich will schön sein, ich will mich schmücken für die Pariser. Mein Gott, es werden doch nicht bloß meine Feinde das Theater besuchen, es werden sich auch von meinen Freunden viele dort befinden, und diese mindestens werden sich freuen, mich zu sehen. Schnell, Mademoiselle, gehen wir an die Toilette.“

Und mit einer Lebhaftigkeit und einem Eifer, der in ihrer traurigen, bedrohten Lage etwas Rührendes hatte, begab Marie Antoinette sich an ihre Toilette, um sich zu schmücken für das Publikum, für die guten Pariser.

Die Nachricht, Marie Antoinette werde heute Abend in der Oper erscheinen, hatte sich schnell durch ganz Paris verbreitet, der wachhabende Offizier von der Nationalgarde hatte es bei seiner Abführung einigen Nationalgardisten, einigen Conventionsmitgliedern mitgetheilt, und diese wiederum hatten die Kunde weiter verbreitet durch alle Schichten der Gesellschaft.

Es war daher sehr natürlich, daß lange schon vor dem Beginn des Theaters das große Opernhaus in allen seinen Plätzen gefüllt war, daß ein lebhaftes, leidenschaftlich erregtes Publikum, das Parquet, die Logen, das Parterre erfüllte. Die Freunde und Anhänger der Königin waren gekommen, um Marie Antoinette einen lang entbehrten Triumph zu bereiten, ihre Feinde — und die beklagenswerthe Königin hatte jetzt deren in überwiegender Zahl — ihre Feinde um Marie Antoinette all ihren Haß, ihre Bosheit, ihren Spott, in das Antlitz zu schleudern.

\* Marie Antoinette's eigene Worte. Siehe: Goncourt, p. 264.

Und diese Feinde der Königin hatten überall in dem großen Hause sich Plätze gesucht. Sie saßen selbst in den Logen ersten Ranges, auf diesen sammetnen Polsterfüßen, welche sonst ausschließlich von den enthusiastischen Verehrern des Königshofes, von den Damen und Herren der Aristokratie eingenommen wurden. Aber jetzt wagte es die Aristokratie nicht mehr, sich öffentlich zu zeigen. Die meisten derselben, vor allen Dingen alle Freunde der Königin, waren geflohen, waren den Feinden und Verfolgern der Königin gewichen, und in den Logen, welche sie einst eingenommen, saßen jetzt die hervorragendsten Mitglieder der National-Versammlung oder die Hauptredner der Clubs und der Jacobiner-Versammlungen.

Nach jener Loge dort drüben, in welcher man sonst gewohnt gewesen, die Prinzessin von Lamballe zu erblicken, richteten sich heute wieder und immer wieder die Blicke des Publikums hin. Marie Antoinette hatte auch diese letzte ihrer Freundinnen hingeben müssen, sie hatte die Prinzessin nach London gesandt, um dort mit dem Minister Pitt Unterhandlungen zu pflegen. Statt des schönen, blondgelockten Hauptes der Prinzessin sah man da heute den Kopf eines Mannes, der mit beiden Armen sich breit auf die sammetne Brüstung der Loge auflehnte, mit unheimlich leuchtenden Blicken hinunterstarrte in die wogenden Massen des Parterres. Dieser Mann war Marat, der einstige Stallarzt des Grafen von Artois, jetzt der größte und furchtbarste Redner der wilden Jacobiner.

Auch er war gekommen, um die verhaftete Wölfin, wie er die Königin jüngst in seinem Blatte, „Ami du peuple“ genannt, zu sehen, um ihr eine öffentliche Niederlage zu bereiten. Während er in der glänzenden Loge der Prinzessin Lamballe sich bläpete, saßen seine Freunde und Vertraute, der Brauer Santerre und der Schuster Simon im Parterre, oftmals emporschauend zu Marat, auf das verabredete Zeichen harrend, welches das Signal sein sollte zu der großen Demonstration.

Endlich jetzt war die Zeit, in welcher die Oper regelmäßig beginnen mußte, gekommen, und obwohl die Königin in ihrer Loge noch nicht erschienen war, wagte der Dirigent des Orchesters es doch nicht, das Publikum auch nur einige Minuten auf den Anfang warten zu lassen. Er trat an seinen Platz, hob den Taktstock und gab das Zeichen. Die Ouverture begann, und im Parquet und Parterre, wie in den Logen trat jetzt Schweigen ein. Jedermann schien nur zu horchen auf die Musik voll Anmuth und Majestät zugleich, nur Ohren zu haben für die grandiosen Rhythmen, mit denen Meister Gluck seine „Alceste“ eingeleitet hat.

Plötzlich entstand ein dumpfes Geräusch im Parquet, im Parterre, in den Logen, alle Köpfe, die eben noch der Bühne zugewandt gewesen, wandten sich rückwärts nach der großen königlichen Loge hin, Niemand achtete mehr auf die Musik, Niemand hörte es, daß die

Ouverture beendet, daß der Vorhang emporgerauscht war.

Mitten durch das Schmettern der Trompeten, der Geigen und Klarinetten hatte das Publikum das leise Geräusch der sich öffnenden Thüren, der eintretenden Offiziere vernommen, und dieses Geräusch hatte die Lieblingsmusik der Pariser vergessen gemacht.

Jetzt erschien in der offenen Logenthür eine weibliche Gestalt.

Die Königin, gefolgt von Fräulein von Bugois, war jetzt langsam durch die große Loge vorwärts geschritten bis an die Brüstung derselben. Alle Augen waren auf sie gerichtet, Alle Blicke bohrten sich spähend in ihr bleiches, edles Angesicht.

Marie Antoinette fühlte es und ein Lächeln flog wie die Abendröthe eines erlöschenden Tages über ihr Antlitz hin. Mit diesem Lächeln und einem verschämten Erröthen neigte Marie Antoinette sich vor und grüßte das Publikum.

Ein lautes, unermessliches Beifallsgelächse erschallte ringsum in dem weiten Saal. Im Parquet, in den Logen hatten sich Hunderte von Zuschauern erhoben, und sie grüßten die Königin mit lautem, jubelndem „Vive la reine!“ und klatschten wie freudige Kinder immer wieder in die Hände und schauten zu der Königin hin mit leuchtenden, freudestrahlenden Blicken.

„O, mein Glaube hat mich nicht getäuscht,“ flüsterte Marie Antoinette, sich zu ihrer Begleiterin hinneigend. „Die guten Pariser lieben mich noch, sie erinnern sich gleich mir vergangener Zeiten, und die alte Treue erwacht in ihnen.“

Und abermals neigte sie sich dankend links und rechts, und abermals brach das Haus in lautes Beifallsgelächse aus.

Ein einziger zorniger Blick von Marats kleinem, unter buschigen Brauen hervorsteckenden Augen traf das Gesicht der Königin.

„Warte nur,“ sagte Marat, indem er sich von seinem Sitz erhob und seine Blicke auf das Parterre richtete.

Dort stand der Riese Santerre und unfern von ihm der Schuster Simon in der Mitte einer Schaar wildblickender, trotziger Kerle, welche alle auf ihre beiden Anführer und Herren schauten, während diese ihre Augen emporgerichtet hatten auf die Loge Marats.

Die Blicke Marats begegneten sich mit denen seiner beiden Freunde. Ein höhnischer, wilder Ausdruck flog über Marats aschfarbened, schmutziges Gesicht hin und er nickte leise mehrmals mit dem Kopfe.

Santerre und Simon nickten ihm gleichfalls zu, und sich dann ihrer Umgebung zuwendend, erhoben Beide wie zum verabredeten Zeichen die rechte Hand.

Plötzlich jetzt ward das Beifallsgelächse übertönt von lautem Pfeifen und Heulen, von höhnischem Gelächter und wilden Verwünschungen.

„Der Bürgerkrieg ist in Aktion getreten,“ sagte Marat, sich vergnügt die Hände reißend.

Die Royalisten fuhren fort zu applaudiren und zu rufen: „Vive la reine!“ Die Gegner suchten sie mit ihrem Zischen und Pfeifen zum Schweigen zu bringen. Marats Antlitz leuchtete vor Bosheit und Schadenfreude. Er erhob den Blick zu einer der Logen des zweiten Ranges und nickte den Männern, welche sich in derselben befanden, grinsend zu.

Sofort begannen sie zu rufen: „Der Chor! Der Chor! Er soll uns singen: Chantons, célébrons, notre reine!“

„Sehr gut,“ murmelte Marat. „Ich bin ein guter Royalist, denn ich habe den guten Leuten den Ruf eingebläht.“

„Singt, singt,“ riefen die Männer nach der Bühne hin. „Singt den Chor: Chantons, célébrons notre reine!“

Und in den Logenreihen, im Parquet, überall wiederholte sich jetzt der Ruf: „Singet den Chor: Chantons, célébrons notre reine!“

„Nein,“ brüllte Santerre, nein, man soll das nicht singen!“

„Nein,“ schrie Simon, „wir wollen das Affenlied nicht hören!“

Und Hunderte von Männern im Parterre und in den oberen Logenreihen riefen ihnen nach: „Nein, wir wollen das Affenlied nicht hören!“

„Die Sachen gehen vortreflich,“ sagte Marat, vergnügt mit der Zunge schnalzend, „ich halte meine Leute wie an einem Bindfaden und lasse sie gestikuliren und ihre Sprünge machen, wie der verborgene Mann im Puppentheater es mit seinen Figuren thut.“

Der Lärm dauerte fort, die Royalisten wollten nicht verstummen mit ihrem Beifallsgelächse, mit ihrem Begehren nach dem Chor: Chantons, célébrons notre reine! Die Feinde der Königin hörten nicht auf zu zischen und zu schreien: „Wir wollen nichts von der Königin wissen, wir wollen das Affenlied nicht hören!“

„O mein Gott, ich wollte, ich wäre nicht hierher gekommen,“ murmelte die Königin mit thränenden Augen, indem sie auf den Fauteuil niedersank und ihr Taschentuch an ihre Augen drückte.

Vielleicht war es, weil die wirklichen Royalisten diese Bewegung der Königin sahen und aus Mitleid mit ihr den Streit aufgeben wollten, vielleicht auch hatte Marat den falschen Royalisten ein Zeichen gegeben, daß es jetzt genug sei des Schreiens und des Tobens. Der Ruf vive la reine, das Begehren nach dem Chorgesang verstummte plötzlich, das Applaudiren hörte auf, und da die Gegenpartei keinen Widerstand mehr fand, blieb ihr nichts mehr übrig, als gleichfalls zu verstummen.

„Das erste kleine Scharmügel ist vorüber,“ sagte Marat, indem er seinen struppigen Kopf an die Lehne des sammetnen Fauteuils zurücklegte. „Jetzt wollen wir ein wenig auf die Musik hören und uns die schönen Theaterdamen anschauen.“

In der That, die Oper hatte jetzt begonnen, der Dirigent des Orchesters hatte den Moment der eingetretenen Ruhe benutzt und den Musikern wie den Sängern auf der Bühne ein Zeichen gegeben, rasch und ohne Zaudern zu beginnen und mit glücklicher Fassung und Geistesgegenwart waren Alle seiner Aufforderung gefolgt.

Das Publikum, müde vielleicht des Schreiens und Brüllens, verhielt sich schweigend und schien seine Aufmerksamkeit jetzt ganz und gar nur der Bühne, der fortschreitenden Handlung und der großartigen Musik zugewandt zu haben.

Marie Antoinette athmete auf, ihre bleichen Wangen begannen sich wieder zu röthen, ihre Augen wurden wieder hell und klar, und mit einem unaussprechlichen Behagen gleichsam ausruhend von den schweren Kämpfen und Disharmonien ihrer gequälten Existenz, lauschte sie auf die herrlichen Melodien, auf die erhabene Musik ihres Jugendlehrers, des großen Meisters Glück. Zurückgelehnt in ihrem Fauteuil, ließ sie die Musik sich in Seele und Herz eindringen, und die Erinnerung an vergangene Tage ward wieder lebendig in ihr. Sie träumte sich wieder zurück in die Tage ihrer Kindheit, sie sah sich wieder in Schönbrunn, sah Meister Glück eintreten in das blaue Musikzimmer, in welchem sie mit ihren Schwestern ihn erwartete. Sie sah das glückselige Antlitz ihrer Mutter, der großen Maria Theresia, welche in das Musikzimmer kam, um Meister Glück einen Beweis ihrer hohen Achtung zu geben und ihm persönlich zu verkünden, daß Marie Antoinette jetzt die Braut des Dauphins von Frankreich sei, daß sie bald ihrem Lehrer Lebewohl sagen werde, um ihrer neuen, glänzenden Bestimmung entgegen zu gehen.

Ein großes Gemurmel im Publikum weckte die Königin aus ihren Träumen, sie richtete sich wieder empor und neigte sich vorwärts, um zu sehen, was es gäbe.

Ihr Blick, der sich zuerst auf die Bühne wandte, sah da den Sänger Clairval, welcher eben mit seiner wundervollen, weichen und zugleich vollen Stimme seine große Arie zu singen begann, jene Arie, in welcher der Freund die schmerzbeladene, weinende Königin Alceste zu trösten kommt und die Weinende aufzurichten sucht mit Versicherungen der Liebe ihrer Getreuen.

Der Sänger Clairval war jetzt in seiner Arie bis zu jener berühmten Stelle gekommen, bei welcher Marie Antoinette vor einem halben Jahre einen letzten glänzenden Triumph gefeiert hatte. Diese Stelle hieß:

Reine infortune, ah! que ton coeur  
Ne soit plus navré de douleur!  
Il vous reste encore des amis!

Aber kaum hatte Clairval die erste Strophe begonnen, als die donnernde Stimme Santerre's rief: „Nichts da, wir wollen die Arie nicht hören!“

„Nein, wir wollen die Arie nicht hören!“ riefen hundert und aber hundert Stimmen.

„Armer Meister Glück,“ murmelte Marie Antoinette mit Thränen in den Augen, „weil sie mich hassen, wollen sie selbst Deine Musik nicht mehr hören!“

„Singt, singt!“ schrien hundert und hundert Stimmen von allen Plätzen des Hauses.

„Nein, singt nicht!“ brüllten die Andern, „wir wollen die Arie nicht hören!“

Und plötzlich das Geheul und Gebrüll der Streitenden überhörend, hörte man eine laute, gellende Stimme, welche rief: „Ich verbiete dem Sänger Clairval, jemals wieder diese Arie zu singen. Ich verbiete ihm das im Namen des Volkes!“

Es war Marat, welcher diese Worte gesprochen, welcher auf dem Fauteuil der Prinzessin von Lamballe stehend, die langen Arme hoch erhoben, drohend nach der Bühne ausgestreckt, jetzt sein von Bosheit und wildem Grimm leuchtendes Antlitz nach der Königin hinwandte.

Marie Antoinette, welche ganz entsetzt ihr Haupt nach der Richtung hingewandt hatte, von welcher die Stimme ertönte, begegnete mit ihren forschenden Blicken den Augen Marats, welche mit einem höhnenden, grimigen Ausdruck sie betrachteten.

Sie zuckte zusammen und fuhr wie im tödtlichen Schrecken mit der Hand nach ihrem Herzen. „O mein Gott,“ murmelte sie, „das ist kein Mensch, das ist der Dämon des Bösen, der sich da erhoben hat, auf dem Sessel meiner lieben, sanften Lamballe. Ach, der gute Genius ist verschwunden, und der Dämon nimmt seine Stelle ein, der Dämon, welcher uns Alle verderben wird.“

„Es lebe Marat!“ brüllte Santerre mit seinen Genossen. „Es lebe Marat, der große Volksheld, der wahre Patriot!“

Marat nickte nach allen Seiten hin, sprang dann von dem Lehnstuhl nieder, und streckte sich behaglich auf demselben aus.

Clairval war mitten in seiner Arie verstummt, bleich, verwirrt, bebend vor tödtlichem Schrecken war er zurückgetreten, und der Dirigent hatte mit leise geklüstertem Befehl dem Orchester und den Sängern die Weisung gegeben, die folgende Nummer zu beginnen.

Die Oper nahm also ihren Fortgang und wieder schien das Publikum sich einige Scenen lang der Musik und dem Genuße des Hörens hinzugeben. Aber bald, in einer der folgenden Scenen, sollte diese kurze Ruhe wieder gestört werden. Die Sängerin, Madame Dugazon, eine eifrige Royalistin, wollte der Königin einen kleinen Triumph bereiten, sie wollte ihr zeigen, daß, wenn auch Clairval hatte verstummen müssen, dennoch die Liebe und Verehrung der Dugazon noch lebe und bereit sei, sich ihr zu verkünden.

Von Alceste, ihrer Herrin, singend, hatte die Dugazon in ihrer Rolle als Dienerin der Alceste die Worte

zu singen: „Ah, comme j'aime la reine, comme j'aime ma maitresse!“

Sie trat bis dicht an die Lampen vor und die Blicke der königlichen Loge zugewandt, sich tief und ehrfurchtsvoll verneigend, sang die Dugazon jetzt die Worte: „comme j'aime la reine, comme j'aime ma maitresse!“

Und nun, als sei dies das Stichwort des beginnenden Kampfes gewesen, brach ein furchtbarer Lärm, ein rasendes Toben im ganzen Hause los. Anfangs hörte man nichts als verworrenes Geschrei, ein lautes Brüllen, als Zischen und Applaudiren im wüsten Durcheinander. Zuweilen nur überhörend einzelne Stimmen das entsetzliche Chaos.

„Wir wollen keine Königin!“ riefen die Einen. „Wir wollen keine Herrin!“ brüllten die Andern, und dazwischen hörte man den begeisterten Ruf: „Es lebe die Königin! Es lebe unsere Herrin!“

„Hei!“ rief Marat voll Freuden, seine kleine knöcherne Gestalt in entsetzlichen Verrenkungen hin- und herwinkend, „hei, ist das ein Höllenjubiläum! Meister Satan selber muß seine Lust daran haben.“

Immer entsetzlicher, immer wilder ward das Geschrei der kämpfenden Parteien. Schon sah man die wuthentflammten Gesichter der Streitenden sich gegen einander kehren, schon sah man hier und da eine geballte Faust sich erheben, um den schreienden Nachbar der Gegenpartei mit Gewalt zum Schweigen zu bringen.

Die Königin, an allen Gliedern zitternd, hatte ihr Haupt halb ohnmächtig auf ihre Brust gesenkt, um Niemand die Thränen sehen zu lassen, welche aus ihren Augen über ihre todtenbleichen Wangen niederrannen.

„O, mein Gott, mein Gott,“ flüsterte sie, „wir sind verloren, rettungslos verloren, denn nicht bloß unsere Feinde schaden uns, und führen uns in's Verderben, sondern mehr noch unsere Freunde. Warum mußte diese Frau sich an mich wenden, zu mir ihre Worte richten. Sie wollte mir einen Triumph bereiten und sie hat mir doch nur Schmach und Demüthigung bereitet!“ Mählich zuckte Marie Antoinette zusammen und erhob ihr Haupt. Sie hatte wieder diese scharfe, höhnende Stimme gehört, welche vorhin schon ihr Herz wie ein schneidendes Schwert verwundet hatte, die Stimme dieses bösen Dämons, der jetzt statt des guten Genius auf dem Lehnstuhl der Prinzessin Lamballe saß.

Diese Stimme rief: „Das Volk von Paris hat Recht! Wir wollen keine Königin! Und vor allen Dingen keine Herrin! Denn nur Sklaven erkennen Herren über sich an. Wenn die Dugazon noch einmal zu singen wagt: Ich liebe meine Königin, meine Herrin! so wird man sie strafen, wie man die Sklaven zu strafen pflegt, d. h. man wird sie auspeitschen!“

„Bravo! Marat! Bravo!“ heulte Santerre mit seiner wilden Note. „Bravo, Marat! Bravo!“

schrien seine Freunde in den Logen. „Ja man wird sie auspeitschen.“

Marat nickte nach allen Seiten hin und jetzt wandte er seine, vor höhnischer Bosheit leuchtenden Augen wiederum nach der königlichen Loge hin und erhob drohend seine geballten Fäuste gegen sie.

„Aber man wird nicht allein die Sängerin auspeitschen!“ rief er mit noch mehr erhöhter, noch schärfer gellender Stimme, „nein, man wird nicht allein die Sängerin auspeitschen, sondern größere Strafe noch haben Diejenigen verdient, welche zu solchen Dingen aufreizen! Wenn die Deserterin noch einmal daher kommt, um hier mit einem Märtyrer-Angesicht den mitleidigen Seelen die Köpfe zu verdrehen, wenn sie sich einfallen läßt, uns mit ihren Thränen und ihrem Gesicht bestechen zu wollen, so werden wir sie bedienen, wie sie es verdient, so werden wir mit der Peitsche in ihre Loge gehen.“

Die Königin fuhr aus ihrem Lehnstuhl empor wie eine gereizte Löwin und trat bis dicht an die Brüstung der Loge. Hoch aufgerichtet mit flammenden Zornesblitzen, mit hochgerötheten Wangen stand sie da, die echte Tochter der Cäsaren, die muthvolle Tochter Marie Theresens, und schon hatte sie die Lippen geöffnet, um zu sprechen, um mit ihrem Horn den Verbrecher zu strafen, als eine andere Stimme ertönte und Marat Antwort gab.

Diese Stimme rief: „Schweig, Marat, schweig. Wer ein Weib, sei sie eine Königin oder Bettlerin, zu schmähen und zu beleidigen wagt, der entehrt sich selber, der entehrt seine Mutter, seine Gattin, seine Tochter. Ich rufe Euch Alle, ich rufe das ganze Publikum zum Beistand an gegen ein wehrloses Weib, das Marat tödtlich zu beleidigen wagt. Ihr Alle habt Mütter, habt Gattinnen oder Bräute und werdet einst Töchter haben. Vertheidigt die Ehre des Weibes! Duldet es nicht, daß man es in Eurer Gegenwart beschimpft. Marat hat ein Weib beleidigt, wir sind ihr Genußthung schuldig. Stimmt mit mir ein in den Ruf: Es lebe die Königin! Es lebe Marie Antoinette!“

Und das Publikum, hingerissen von der Begeisterung dieses jungen, schönen Mannes, der da oben in der Loge sich erhoben hatte und dessen schlank, stolze Gestalt alle Andern überragte, das Publikum brach in den einstimmigen, begeisterten Jubelruf aus: „Es lebe die Königin, es lebe Marie Antoinette!“

Marat, bebend vor Wuth, das Angesicht von einer grünlichen Blässe überzogen, sank in seinen Stuhl zurück. „Ich wußte es wohl, daß Barnave ein Verräther ist,“ murmelte er. „Ich werde dieses Moments gedenken, und Barnave soll mir eines Tages mit seinem Kopf dafür büßen!“

„Barnave, es ist Barnave,“ flüsterte die Königin

\* Goncourt: Histoire de Marie Antoinette. p. 265.